

es, seit sie dem Tod am Ende des vergangenen Jahres von der Schneeschippe gesprungen ist. Ihr wurde kein neues Leben geschenkt. Ein neues Jahr, nicht mehr.

Inge schließt das Fenster, geht zum Sekretär, nimmt den braunen Umschlag heraus – »nach meinem Tod zu öffnen«. Der letzte Wille, noch immer ungeschrieben. Vergeblich sucht sie nach der erlösenden Erkenntnis: Wie kann sie dieses Haus über ihren Tod hinaus für die Kinder und Enkelkinder bewahren? Es vor dem Verkauf retten, nachdem es Hunderte von Jahren weitergegeben wurde in der Familie. Eines dieser heute hoch im Kurs stehenden alten Friesenhäuser, für das die Käufer Unsummen hinblättern, die kein Erbe den weichenden Geschwistern zahlen kann. Für sie einfach ihr Haus Tide.

Ihr Haus Tide mit den Segelschifffliesen, dem Bilegger, den Wandbetten, in denen schon viele ihrer Vorfahren zur Welt kamen oder von ihr gingen. Unter Inges Wandbett, auf das sie sich jetzt setzt, stößt ihr nackter Fuß an etwas Weiches. Da ist er ja, der einzelgängerische Pantoffel, hockt unter dem Bett und sagt nichts.

Sie knipst die Nachttischlampe an, erblickt ihr Gesicht im Spiegel gegenüber – ein weißer Haarschopf, hellblaue Augen, ganz wie es sein soll. Nicht wie an jenem 28. Dezember des vergangenen Jahres, als sie im Spiegel schwarz gesehen hat. Das Tuch, das ihn bedeckte, wie man seit jeher die Spiegel in den Räumen der Toten verhüllt, hatte ihr unmissverständlich verkündet: Du bist tot. Und sie war darauf hereingefallen. Inges Mundwinkel zucken, ein Grinsen macht sich breit. Es war eine

aufregende, turbulente Zeit, die auf ihren Tod folgte. Wenn es post mortem so in Wirklichkeit wäre ... Na, da ließe sich drüber reden. Doch es war alles nur ein Missverständnis.

Ihre Schwiegertochter Kerrin hatte das Tuch eigenhändig über den Spiegel gehängt, sie voreilig für tot erklärt und Kinder und Kindeskinde herbeizitiert. Und alle waren sie gekommen. Alle bis auf Boy, der am anderen Ende der Welt zur See fuhr. Sogar Gesa war gekommen, mit ihrem dicken Bauch und ihrem Ehemann, der für den dicken Bauch nicht verantwortlich war und das wusste. Tja, und dann kamen sie nicht wieder weg. Autos sprangen nicht an, jedes Quartier auf der Insel war ausgebucht, und schließlich schneite und stürmte es, wie es seit Ewigkeiten nicht geschneit und gestürmt hatte. Für den

Schneesturm zumindest – Inge hebt mit Blick auf ihr Spiegelbild zwei Finger zum Schwur – zeichnet sie nicht verantwortlich. Wer auch immer der Übeltäter war, er hatte ganze Arbeit geleistet. Der Wind knickte Äste im Garten, schleuderte Vögel wie Federbälle durch die Luft, klatschte die Gischt der tobenden See an die Fensterscheiben. Der Schnee türmte sich zu hohen Wänden ums Haus, das Eis ließ Stromleitungen reißen und Funkmasten brechen. Da saßen sie also: eingesperrt miteinander, ohne Strom, ohne Netz. Waren endlich beisammen in jenen aus der Zeit gefallenen Tagen. Doch das Problem mit Haus und Erbe hatten sie nicht gelöst.

In der Küche tätschelt Inge den Bilegger, ihren alten Beileger-Ofen, der durch die Küchenwand als gusseiserner schwarzer Kasten

in die Wohnstube ragt und diese mitheizt. Auch jetzt im April wird er noch befeuert, die Tage können kühl und die Nächte kalt sein. In den Schneesturmtagen hat er sie vor dem Erfrieren bewahrt. Für einen Augenblick blitzt das Bild vor ihr auf: Familie Boysen in dieser Küche bei flackerndem Kerzenschein, sich aneinander festhaltend, einander ausweichend, auf und ab wandernd, während nebenan in der Stube Gesa mit Kerrins Hilfe das voreilige Kind zur Welt brachte. Mit der Rückkehr von Strom und Licht, dem Urknall des neuen Jahres, war in der Neujahrsnacht Stella kometengleich in ihre Familie gestürzt.

Ohne Licht zu machen, holt Inge mit einem Griff die Kanne und ihre Lieblingstasse aus dem Schrank und setzt Teewasser auf. Wie wird sich Gesa entscheiden? Für das alte oder das neue